

dtv

»Hochhuth klagt jene an, die verscherbeln und ergaunern, denen politökonomisches Kalkül über die Menschlichkeit geht, gleich, ob sie in der Treuhandanstalt, in Parteizentralen oder Bonner Regierungsämtern sitzen.« (Schweizer Feuilletondienst) Die Menschen in den »fünf neuen Bundesländern« werden mit Wissen der Politiker seit der sogenannten Wiedervereinigung systematisch ausgeplündert, gedemütigt und kolonialisiert. Dies ist die zentrale These Hochhuths, die er mit zahlreichen Dokumenten und Analysen belegt und in neun dramatische Szenen umgesetzt hat. Die Sprengkraft dieser Texte zeigt sich beim Lesen noch stärker als auf dem Theater. Viel Wut, Verbitterung und Enttäuschung sind in dieses Buch eingegangen.

Rolf Hochhuth, geboren am 1. April 1931 in Eschwege, gehört zu den engagiertesten deutschen Schriftstellern. Mit seiner Frage nach der moralischen Verantwortung politisch Handelnder löste er heftige Diskussionen, aber auch wichtige Veränderungen in der Bundesrepublik aus. Zu seinen bekanntesten Werken gehören: ›Der Stellvertreter‹ (1963), ›Soldaten‹ (1967), ›Eine Liebe in Deutschland‹ (1978), ›Juristen‹ (1979), ›Alan Turing‹ (1987) und ›Wessis in Weimar‹ (1993).

Rolf Hochhuth
Wessis in Weimar

Szenen aus einem besetzten Land

Mit einem Anhang:
Das Stück in der Diskussion

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rolf Hochhuth
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
McKinsey kommt. Molières Tartuffe (13134)

Von Gert Ueding herausgegeben
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das Rolf Hochhuth Lesebuch (13432)

Ungekürzte Ausgabe

Mai 1994

4. Auflage April 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de

© 1993 Verlag Volk und Welt GmbH, Berlin

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Flagge« (1985) von K. H. Hödicke

(Ausschnitt. Das Bild ist im Besitz des Zentrums für Kunst
und Medientechnologie, Karlsruhe. Courtesy Galerie Wolfgang Gmyrek,
Düsseldorf)

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-11849-1

ISBN-10: 3-423-11849-0

»Ws. BERLIN. 15. März. Zur ›Wahrung des Volkseigentums‹ ist mit Wirkung vom 1. März in der DDR eine ›Anstalt zur treuhänderischen Verwaltung des Volkseigentums (Treuhandaanstalt)‹ gegründet worden. Diese Rechtskonstruktion sei notwendig gewesen, erläuterte Minister Ullmann (Demokratie jetzt), weil es im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) der Bundesrepublik den juristischen Begriff des Volkseigentums nicht gebe. Volkseigentum bedeutet in der DDR bisher nichts anderes als Staatseigentum. Es zu wirklichem Volkseigentum werden zu lassen, ist eine der Aufgaben der Treuhandaanstalt.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 3. 1990

»Und wenn Sie sagen, wir hätten uns geändert – da bin ich skeptisch. Ein Mensch und ein Volk ändern sich nie. Die Deutschen waren immer, wie sie sind. Sie besitzen auch sehr liebenswürdige Eigenschaften, aber die traten immer dann deutlich hervor, wenn ihr Staat schwach war.

STERN: Aber hat die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges nicht das politische Bewußtsein in Deutschland verändert? Sind wir nicht politisch bescheidener geworden?

HAFFNER: Natürlich hat die katastrophale Niederlage von 1945 zunächst diese Wirkung gehabt, im Gegensatz zu der von 1918. In den 50ern, auch noch den 60er Jahren, wirkten die Deutschen gewissermaßen befreiend. Aber wirken sie jetzt noch befreiend? Die Art, wie sie heute die Nachbarn gar nicht, und wie sie dabei den schwächeren Teil, nämlich die DDR, behandeln – ich muß wirklich sagen, die Art, wie Kohl mit Modrow in Bonn umgesprungen ist, hat mich unwillkürlich an die Art erinnert, wie Hitler 1938 mit dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg umgesprungen ist.

STERN: Ein hartes Wort.

HAFNER: Ich will damit nicht sagen, daß Kohl mich an Hitler erinnert. Aber diese Art, mit dem schwächeren ›Partner‹ umzugehen, als wäre er ein unverschämter Bettler, das hat mich daran erinnert, ich kann es nicht ändern.«

Sebastian Haffner zum ›Stern‹, am 5. 4. 1990

Szenenfolge

Prolog: Der Vollstrecker	11
1 Die Apfelbäume	33
2 Goethe-Hotel Weimar	51
3 »Systemnah«	79
4 Buchsendung zu ermäßigter Gebühr	93
5 »Zu ebener Erde und erster Stock oder: Die Launen des Glücks«	107
6 Philemon und Baucis	149
Pause	
7 Ein Bruderkwitz in Deutschland	173
8 »Abgewickelt«	189
9 Ossi: Diebe, Wessi: Hehler	215
Anhang:	
Das Stück in der Diskussion	263

Personen nach der Szenenfolge

Prolog: Der Vollstrecker

Hildegard
Der Präsident

Die Apfelbäume

Frau Michaelis
Obstarbeiter
Schorsch
Pilot

Goethe-Hotel Weimar

Beschließerin
Drepper
Eva Golz
Golz

»Systemnah«

Minister
Sein Sohn
Professorin
Ihre Tochter

Buchsendung zu ermäßigter Gebühr

Ein Senatsrat

»Zu ebener Erde und erster Stock oder: Die Launen des Glücks«

Pressefotograf
Eine Dreiundachtzigjährige
Ihr Sohn
Frau Schlucker
Betsy, die Sängerin

Metzger Schulz
Anwältin
Trumpf
Ministerin Leutheusser-Schnarrenberger
Erich Honecker

Philemon und Baucis

Käthe Seydel
Herbert Seydel

Ein Bruderkwitz in Deutschland

Schauspieler

»Abgewickelt«

Reporter
Abgewickelte
Frau Mehlis
Günter Brünner

Ossi: Diebe, Wessi: Hehler

Ruth
Ministerialdirigent Dr. Schulze-Pforzheim
Ordonnanz
Prof. Dr. Hillerbrechter
Professor von Roessing
Bundeswehr-Offizier

*Da nichts als der Zufall der geographischen Herkunft bestimmt,
wer von diesen Deutschen durch das Kriegsende Ossi, wer Wessi
geworden ist: So ist es sinnvoll, durch Doppel- und Mehrfachbe-
setzungen diese Zufälle der geographischen Herkunft aufzuheben.*

Prolog

Der Vollstrecker

»Der Mord ist niemals politisch, er ist immer ein Verbrechen. Die Politik verwendet solche Mittel nicht, sie bedarf ihrer nicht.«
Otto von Bismarck, 1884

»Auf der Spurensuche nach den Ursprüngen der Treuhand findet man tatsächlich im Gesetzblatt der DDR vom 8. März 1990 unter dem Titel ›Beschluß zur Gründung der Anstalt zur treuhänderischen Verwaltung des Volkseigentums (Treuhandanstalt)‹ unter Punkt 1 schon die Feststellung: *Zur Wahrung des Volkseigentums* wird mit Wirkung vom 1. März 1990 die Anstalt zur treuhänderischen Verwaltung des Volkseigentums gegründet.

Aber dann kam der kleine, dünne Herr de-Maizière, gesponsert von dem großen, dicken Herrn Kohl, an die Regierung, und da las sich's plötzlich anders. Im Gesetzblatt vom 22. Juni 1990 wird die Sache nun ›Gesetz zur Privatisierung und Reorganisierung des volkseigenen Vermögens (Treuhandgesetz) vom 17. Juni 1990‹ genannt. Also nicht mehr *Wahrung des Volkseigentums*, sondern dessen *Privatisierung und Reorganisation*, soll heißen Ausverkauf und Vernichtung. Vom Volk, dem das Ganze ja eigentlich gehörte, ist in diesem neuen Gesetz überhaupt nicht mehr die Rede, nur von den verschiedenen Bürokratien und ihren Zuständigkeiten im Rahmen der Anstalt. Das Volk kann sich sein Eigentum in den Rauchfang schreiben.«
Stefan Heym, ›Extra‹, 8. 8. 1991

Unser Heim bestimmt unser Bewußtsein: Statistiken überraschen durch den Beleg, daß die meisten Jugendlichen, wenn sie endlich wählen dürfen, genau die Partei wählen, die auch von ihren Eltern gewählt wird, trotz aller tagtäglichen Spannungen zwischen Kindern und Alten in den Familien. Und so macht auch die Tatsache, daß der Marxismus niemals irgendwo dank freier Wahlen, sondern stets nur mit Gewalt herrschen konnte, die Grundeinsicht von Marx nicht falsch: Das Sein bestimmt unser Bewußtsein.

Die Treuhand, die zwei Jahre nach dem Fall der Mauer, 9. November 1989, fünfundzwanzig Prozent aller Berufstätigen der ehemaligen DDR arbeitslos gemacht hat, handelte dennoch ohne Frage in dem Bewußtsein, das wirtschaftlich Richtige und sozial Vertretbare zu tun, weil die Repräsentanten dieser Organisation sich diese Meinung aufgrund ihres persönlichen Seins gebildet hatten. Das verwehrt ihnen, die ausnahmslos mit den Maßstäben des Kapitalismus aufgewachsen sind, sich auch nur der Frage auszusetzen, ob nicht vielleicht ein so miserables, verrottetes, korruptes, unrentables Wirtschaftssystem wie das der DDR, das immerhin seine Untertanen ernährt hat, für diese Menschen immer noch besser war als eines, das sie nur hinauswirft! Und zwar hinauswerfen muß, weil die der DDR durch die BRD bescherte Währungs-Union den ostdeutschen Staat, der doch als Exportland einmal das siebtgrößte der Welt war, total exportunfähig gemacht hat überall dort, wohin er bisher hatte verkaufen können: in Osteuropa. Denn dessen Länder können die Deutsche Mark nicht bezahlen, zu der nunmehr auch die Waren der ehemaligen DDR ihnen angeboten werden ... Daß keiner der Wirtschaftler vorher diese Folge der Währungs-Union auch nur bedacht hat, belegt einmal mehr, daß es ein vulgäres Vorurteil ist, die Männer der Tat als die unschlagbaren Realisten zu bezeichnen.

Folglich wird trotz der von der Treuhand herbeigeführten Arbeitslosigkeit in der DDR nie mehr auch nur gefragt, wie Maßnahmen zu bezeichnen sind, die den sechzehn Millionen DDR-Bürgern wirtschaftlich das Schlimmste antun: Massenarbeitslosigkeit –, das wird nie mehr gefragt, weil die Verkäufer des Bodens und der Bauten der DDR fast so vergnügt sind bei ihrer durchaus kriminellen Beschäftigung – kriminell vom Standpunkt der

Opfer, der DDR-Bürger – wie die Aufkäufer ... Wer die Macht hat, hat immer zu lachen. Natürlich kann man lachen – sofern man nicht selber arbeitslos wird – über die Methoden, mit denen die nunmehr liquidierte DDR ihre Bürger zu Brot gebracht hat. Lachen – nicht aber leugnen, daß sie eben doch dank dieser Methoden Arbeit gehabt haben, wie schlecht auch immer dafür bezahlt. Daß aber nunmehr Millionen von ihnen arbeitslos wurden durch die neuen, wie man versichert: vorbildlichen Wirtschaftsmethoden, die ihnen zwangsweise auferlegt werden. Das geschieht, hierzulande zum erstenmal ohne jedes Mitspracherecht der Betriebe, also durch Gewalt, so furchtbar, freilich nur für jene furchtbar, die erwerbslos werden, daß allein Narren vermuten können, sie provoziere nicht Gegengewalt; und die beiden Attentate auf den ersten Treuhandpräsidenten und den Baubeamten Klein seien schon die letzten gewesen.

Der Zufall, daß die Gattin des Präsidenten der Treuhand bei ihm saß, als er ermordet wurde, muß einen Autor nicht an diesen Ablauf der letzten Stunde binden: Es wäre absurd, ein Gespräch mit ihm zu erfinden, ohne dem Tod das letzte Wort zu geben. Erst seine Ermordung hat diesen Mann zur Dramenfigur gemacht. Auch hat sein Tod nicht beendet, wofür und auf welche Weise der Präsident gewirkt hat. Ausdrücklich wird versichert, die Treuhand werde in seinem Geiste und nach seinen Richtlinien weitergeführt. Und da diese Institution die materielle Zukunft eines ganzen Staates, der immerhin vier Jahrzehnte existiert hat, auch künftig bestimmt, so war das Wirken dieses Mannes von erstrangiger, ja schicksalhafter Bedeutung für sechzehn Millionen. Also bleibt der Ermordete eine Figur des öffentlichen Interesses. Auch um seine Privatsphäre in dieser imaginären Szene auszusparen, verzichten wir darauf, die Zeugin seines Todes, seine Frau, dabei zu zeigen ... Die ihn gekannt haben – so weit wir sie befragen konnten – stimmen überein, daß der Präsident ein gewissenhafter Mann war, obgleich nichts in seinem Geschäftsgebaren offengelegt hat, warum er SPD-Mitglied wurde. Im Gegenteil: der brutale Wirtschaftsdarwinismus der Treuhand schlägt so sehr jeder sozialen Wertvorstellung ins Gesicht, daß auch deren Präsident sein

Parteibuch nur in der realistischen Einsicht erworben haben kann, im Bonner Staat könne so wenig wie einst im SED-Staat jemand eine öffentliche Pfründe erlangen, ohne in einer Partei zu sein; in welcher, das ist bekanntlich nur von der Geographie abhängig: mit schwarzem Parteibuch wird man seit 1945 eher am Rhein und südlich des Main, mit rotem eher in protestantischen Ländern und Gemeinden Nutznießer der Mitgliedschaft. Daß »Systemnähe« und Parteimitgliedschaft an sich schon ein Makel sei, hat erst der Bonner Minister Blüm anläßlich der Okkupation der DDR durch seinen Staat in Umlauf gesetzt, wohlweislich n a c h dem Beitritt der DDR zur BRD, und obgleich auch Bonner schwerlich ohne ihr Parteibuch und ohne »Systemnähe« Minister werden ...

Für diese Szene unterstellen wir, daß der Präsident bereit gewesen ist, sich mit einer Juristin in ein Grundsatzgespräch einzulassen. Selbst wenn er wußte, daß diese sozialdemokratische Professorin in ihrer beider Partei nur noch einen Sitz hat, aber keine Stimme mehr, weil sie noch immer der obsoleten Meinung anhängt, der erste Buchstabe des Kürzels SPD verpflichte ebenso zum Sozialen – wenn auch keineswegs mehr zum Sozialismus – wie das C in CDU zwar nicht mehr zum Glauben verpflichtet, aber doch zu irdischer Christlichkeit im Bergpredigt-Geist. Unser Mitleid für den so heimtückisch wie sinnlos Ermordeten drückt sich darin aus, daß wir ihn in dieser frei erfundenen Szene so charakterisieren – denn dafür gibt es keinen Beleg in der Realität –, als habe er sich mit geradezu königlicher Toleranz die Fragen, ja Anwürfe dieser »Marquise von Posa« gefallen lassen, anstatt die ihm höchst unangenehme Besser- oder jedenfalls Anderswisserin hinauszuerwerfen. Wir idealisieren also diesen Mann, obgleich doch seine Treuhand in Wahrheit so wenig Einblick in ihre Geschäfte gibt wie eine Privatbank, obgleich sie nichts Eigenes verkauft, sondern nur treuhänderisch, aber gewaltsam, denn das Volk der DDR hat die Treuhand in keiner freien Wahl dazu ermächtigt – von Fremden Übernommenes, ein Geschäftsgebaren ohne Beispiel! Denn wem die Treuhand was zu welchem Preis warum verkauft, darüber verweigert sie, wenn sie will, jede Rechenschaft, dagegen bestreitet sie jedes Einspruchsrecht – Absolutismus.

Hintergrund: großes Blumenfenster, teils mit offenen Fensterflügeln, dahinter ein nachtdunkler Garten. Der Präsident, Gesicht seinem Wohnraum, also dem Parkett zugewendet, sitzt meist rauchend in einem Sessel vor diesem Fenster und kultiviert die nahezu ausgestorbene Fähigkeit, einen Partner sogar dann ausreden zu lassen, wenn der ihm widerspricht. Und wenn der kein Amt hat, also kein Mittel, seine Ansicht in Wirksamkeit umzusetzen ...

Die auf ihn einredende Sozialdemokratin, als Juristin Honorarprofessorin, ist Mitte Vierzig, also ein Dutzend Jahre jünger als der Präsident, eine schöne elegante, großgewachsene Pfarrerstochter, die ihrem Beruf leidenschaftlich und mit Klugheit ergeben ist – aber vielleicht doch nur, was man ihr freilich nie sagen dürfte, weil sie diesem Beruf zuliebe ein bißchen zu lange damit gewartet hat, schwanger zu werden; so lange, bis das nicht mehr ging. Sie haßt sich dafür, mehr noch die beiden Männer, weil sie denen allzu widerstandslos einreden konnte, das habe noch Zeit ...

Der Präsident ist ganz und gar unangekränkt durch Zweifel, ob das, was er anordnet und in der Treuhand als Richtlinien herausgibt, auch zum Wohl der Allgemeinheit ist, da er unverständlicherweise nicht auf die Idee kommt, die Allgemeinheit in der ehemaligen russischen Besatzungszone Deutschlands sei eine andere als die in den Besatzungszonen der drei Westmächte.

Der schlanke Elegante hat keinen Bauch, kann sich also erlauben, eine Weste zu tragen; er hält ein Glas mit einem Whisky oder Wodka, während er auf die Rauchende sieht, die im Sessel am Teetisch sitzt, auf dem ein hoher schöner Samowar steht. Sie ist luftig angezogen, trägt ein sanft orangerotes Kleid, hat nackte Arme, weiße Schuhe – der alte Mann schaut nicht ohne Wohlgefallen, ja Sympathie auf sie und deutet durch Kopfbewegung an, daß sie sein volles Vertrauen hat. Vertrauen oder nicht – seine Stellung, eher d a s drücken seine dennoch ganz unarrogante Haltung, auch seine Gesprächsführung aus, ist so unangreifbar, daß ihm ganz gleichgültig ist, was sie denkt – wenn auch nicht, was sie eventuell publiziert.

Sie sehen zunächst beide zu den Spätnachrichten im Fernseher hin, die sie offenbar nur wegen eines bestimmten Ereignisses angestellt haben. Denn sobald jetzt – im Bilde das Brandenburger Tor ohne Quadriga – der Sprecher gesagt hat:

»... jährt sich am 6. August des nächsten Jahres der zweihundertste Geburtstag des 1791 fertiggestellten Brandenburger Tores. Schadows Quadriga, die zwecks ihrer Restaurierung entfernt werden mußte, soll dann in einem Festakt des wiedervereinigten Berlins mit einem Feuerwerk auf das Brandenburger Tor zurückgebracht werden. Ob Berlin bis dahin wieder zur Hauptstadt gewählt worden ist oder ob Bonn Hauptstadt Deutschlands bleiben wird – diese Frage dürfte bis zum 6.8.91 durch eine Abstimmung im Bundestag auch geklärt worden sein.«

– stellt der Hausherr den Fernseher ab und nimmt seine Partnerin das Gespräch wieder auf.

HILDEGARD: ... und habe also weder ein Tonband bei mir noch mache ich Notizen; ich werde auch meinen Studenten von unserem Gespräch erst berichten, wenn Sie mich, Herr Präsident, dazu schriftlich autorisieren.

Ich bin ja heilfroh,

noch vorgelassen worden zu sein bei einem so gut Bewachten!

PRÄSIDENT, *stolz*:

Sie sehen doch, ich bin überhaupt nicht bewacht!

HILDEGARD: Aprilscherz? Heute ist der erste April.

PRÄSIDENT: Sehen Sie Bewacher?

HILDEGARD: Nein, aber es ist Wahnsinn, wenn Sie tatsächlich ohne Bullen leben. Gott sei Dank glaubt das keiner.

Aber ich bin nun wirklich, wie ich Ihrer Gattin am Telefon zugesichert habe, nur gekommen, weil mein Rektor hofft, ich könnte Sie überreden, in der Universität zu sprechen.

Denn natürlich habe ich aus Eitelkeit irgendwann angebracht, daß Sie mit meinem Vater befreundet sind ... aber Indiskretionen müssen Sie nicht fürchten, ich bin keine Journalistin ...

PRÄSIDENT: Und ich kein Polizist ... darf ich Ihnen noch Tee einschenken? Und weil ich kein Polizist bin,

Er schenkt ihr Tee ein, sie hat ihre Tasse hingehalten, dann nimmt er redend seinen Gang durch den mit zurückhaltender Modernität auch in der Wahl der Bilder eingerichteten Wohnraum wieder auf, zuweilen studiert er, während er spricht, uneitel und absichtslos sein Spiegelbild in den nachtschwarzen Scheiben über den Blumen.

kann ich mich auch nicht besonders aufregen über jede Gaunergeschichte.

Auch wäre der Preis, solche Gaunereien zu unterbinden, die Wiedereinführung des Überwachungsstaates, sogar in der Wirtschaft, den endlich nach vierzig Jahren in der DDR abzuschaffen, die Treuhand ja überhaupt aktiv wurde!

Liebe Frau Professorin . . .

HILDEGARD: Wie schrecklich das klingt!

PRÄSIDENT, ebenso amüsiert:

Genau so schrecklich, wie Ihre Anrede: Herr Präsident.

Also, gnädige Frau, die Treuhand erkaufte sich ihr Geschäftsgeheimnis durch den Verzicht,

a n d e r e n nachzuforschen, wie die zu ihrem Gelde kamen, mit dem sie jetzt die DDR hoffentlich schnell in Privateigentum überführen . . . das Lustigste, was ich gehört habe, lustig, aber keineswegs kriminell, da die Bonner versäumt hatten, das zu unterbinden:

Als endlich bekannt war, die Bundesrepublik werde den DDR-Deutschen fünfzig Pfennige für eine Ostmark eintauschen,

da haben Clevere im Westen

Abermillionen in Ostmark umgetauscht:

damals gab's ja in bundesdeutschen Wechselstuben für fünf Pfennige eine Ostmark

– und sie haben das Umgetauschte

verteilt auf die Konten ihrer Freunde im Osten.

Wer eine Million DM umtauschte

erhielt zwanzig Millionen Ostmark, die dann Bonn ihm in zehn Millionen Westmark umwechselte!

HILDEGARD, *lacht wie er:*

Da werde ich neidisch.

PRÄSIDENT: Wer nicht!

HILDEGARD: Nur der Einfall – nicht das Geld hat mir gefehlt:
ich hätte sicher auf das schuldenfreie Haus,
das meine Großmutter mir vererbt hat in Heidelberg,
eine Million Kredit bekommen und mühelos damit
zehn Millionen ergaunert!

PRÄSIDENT: Denke ich auch, bin ja kein Steuerfahnder.

HILDEGARD, *plötzlich gereizt, ja völlig humorlos:*

Bonn hatte keine Laune, das zu unterbinden,
denn Deutsche Bank und Deutscher Bund sind Synonyme.
Oder unterstellen Sie dem Bundesbank-Pöhl,
er sei ein solcher Trottel, daß er nur *vergesse*n habe,
Spekulanten den gleichen Riegel vorzuschieben
wie Adenauer-Erhard bei ihrer Geldreform vor vierzig Jahren,
als sie einen bestimmten Stichtag rückwirkend festsetzten:
Nur was bis dahin auf den Konten war, wurde umgetauscht.
So hätte Pöhl auch hier sagen können,
was nicht am Tage des Mauer-Einsturzes auf den Konten war,
wird nicht berücksichtigt – doch Bonn *liebt* Spekulanten:
denn sonst, Herr Präsident, gäbe es Ihre Treuhand nicht.

PRÄSIDENT: Wie nett, bin ich ein Spekulant?

HILDEGARD: Nein, nur ein nützlicher Idiot
von Spekulanten.

PRÄSIDENT, *lacht:*

Ich weiß, daß Sie nicht mich beleidigen wollen,
sondern nur mein Amt.

Sie bringen mich aber nicht so auf null,
daß ich Ihnen den Gefallen tue, Sie hinauszuerwerfen.

HILDEGARD, *steht auf, er hat sich gesetzt, lacht auch wieder:*

Richard Strauss liebte die Redensart:

›In der Werkstatt gibt es keine Beleidigungen!‹

Jetzt schenke ich mal Tee ein.

Ich bin ja nicht gröber als die Arbeit,
zu der Sie sich mißbrauchen lassen.

PRÄSIDENT, *jetzt sich steigernd*:

Spekulanten sind doch, im Falle der DDR, Leute,
die keineswegs wissen, ob sie ihr Geld nicht verlieren
bei ihrem Wiederbelebungs-Versuch: nicht jeder,
garantiere ich Ihnen, wird sein Geld behalten, gar mehr,
das er in die Wirtschaftsleiche DDR investiert!

HILDEGARD: Land, Häuser sind keine Leichen:

Wer investierte – wär's ein Risiko? Keiner!
Es fehlt, Herr Präsident,
jeder Nachweis, daß auch nur einer bisher
Geld nach Mitteldeutschland hineinbrachte,
das nicht durch ein Grundstück abgesichert ist!

PRÄSIDENT, *schroff*:

Aber das würden Sie auch nicht tun!

HILDEGARD: Ich behaupte ja nicht, wie Sie wider besseres

Wissen, die Investoren riskierten etwas:
Auch wenn, was noch draufsteht,
Fabriken, Läden, Kinos,
nicht wieder rentabel zu machen wäre.
Grundstücke, Gebäude sichern allemal die Investition
– ja, verzinsen sie zwanzigfach.
Ganz zu schweigen von den Milliarden,
die Bund, Länder, Gemeinden denen draufzahlen,
die vorgeben, drüben Arbeitsplätze zu schaffen.
Wie wird eigentlich überprüft,
ob der dann wirklich alles getan hat,
die zu schaffen – und nicht nur zu scheffeln:
Geld für Arbeitsplätze, die vielleicht »Realität« nur werden
wie Potemkinsche Dörfer ... ging's angeblich schief,
steckt er das Staatsgeld weg, das er angeblich verloren hat.
Ich weiß von einem Wirtschaftshai, der in Niedersachsen
hundertzwanzig Frauen entlassen hat
und dann in Thüringen für fast gar nichts
von der Treuhand einen Betrieb gegen die Zusage erhielt,
dort hundertzwanzig Frauen einzustellen,
wofür er erst einmal acht Millionen kassierte
als Starthilfe.

Dazu erlaubt ihm Bonn bis Ende 94 fünfzig Prozent seiner Investitionen abzuschreiben.

PRÄSIDENT: Wissen S i e ein Rezept, eine Institution, überhaupt irgend etwas Menschliches zu schaffen, das Unzulänglichkeiten, Gaunereien, Irrtümer, Fehl-Investitionen ausschließt? Ich stelle Sie noch heute bei der Treuhand ein, wenn Sie mir verraten, wie man Investoren auf ihre Solidität überprüft, ohne sich den Praktiken des Polizeistaates auszuliefern!

Sie hat aufgelacht, als er gönnerhaft sagte: Ich stelle Sie noch heute ein. Sie ist jetzt im Vordergrund, ungefähr da, wo zuvor er auf- und abging. Er hat sich auf das Sofa gesetzt, das in der Sitzgruppe vor dem offenen Fenster steht. Ohne Pause ist ihre aggressive Antwort gekommen.

HILDEGARD: »Ich stelle Sie bei der Treuhand ein!«

– ja da würde ich mich doch totschämen.

Sie hat sich stehend im Spiegel der großen, nachtschwarzen Fensterscheibe gesehen, sagt plötzlich aufgeschreckt:

Das Fenster!

Es macht mir Sorge, daß ich bei Ihnen keine Bullen sehe!

PRÄSIDENT, *lacht sie aus:*

Weil ich ja nicht einmal vor I h n e n Angst habe!

Ich kenne Sie als eine aus der Bahn des Christentums ein bißchen entgleiste Pfarrerstochter, die – wie wir fast alle – ihre ethischen Instinkte nicht mehr von Gott herleiten kann und deshalb Juristin wurde, aber fanatisch sind Sie nicht.

Sie sind nur die völlig bedenkenlose Inhaberin einer berühmt-frechen Schnauze, die schon Ihren lieben Papa – grüßen Sie ihn – ebenso in Depressionen stürzte wie das Maul der Uta Ranke einst den Bundespräsidenten Heinemann.